

Der kleine Bund

Die Grosse Halle wird zur Ahnengalerie – und zur Schlafstätte

Nachts im Theater: «Ojo d'Oro» Zirkus, Livekonzert, begehbare Installation? Das neuste Stück «Ojo d'Oro» des Berner Theaterkollektivs Vor Ort ist ein gelungenes Zuviel.

Helen Lagger

Vögel zwitschern, ein Zug braust vorbei, und es riecht nach Kaffee. Der Schauspieler und Regisseur Mathis Künzler kommt auf Rollschuhen angefahren und serviert im schicken Morgenmantel Frühstück.

Sonderbare Klänge rieseln durch die Grosse Halle der Reitschule, während auf Matratzen verteilt Menschen erwachen. Es ist eine fast schon gespenstische Ruhe nach einer wilden Nacht. Auf dem Vorplatz der Reitschule wurde lange gefeiert, ein nicht zu definierendes lautes Knallen war irgendwann zu hören, die Polizei war wohl auch vor Ort.

Von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang dauert das Stück «Ojo d'Oro» für die Neugierigen, die hier eingeeckelt haben. Gegen Ende des Spiels konnte am Vorabend mitten in den surrealen Requisiten (Bühne und Kostüme: Heidy-Jo Wenger) ein Schlafplatz ergattert werden.

Eine anregende Gutenachtgeschichte

Am Morgen danach ergibt eine kurze Umfrage unter den Anwesenden: Fast niemand erinnert sich an seine Träume, keine Ahnen sind im Traum erschienen. Dabei wurde einem hier vor dem Schlafengehen manch fantasieanregende Gutenachtgeschichte erzählt, von Menschen, die geschuftet, gelitten und geboren haben.

Die Darstellerinnen und Darsteller des Berner Theaterkollektivs Vor Ort sind für «Ojo d'Oro» in ihre eigenen Familiengeschichten eingetaucht und lassen im Stück ihre Ahnen zu Wort kommen, deren Gegenstände lebendig werden und das Publikum an vergangenen Alb- und Wachträumen teilhaben.

Lasst uns den Zirkus auf die Bühne bringen – so lautete das berühmte Credo des rumänisch-französischen Dramatikers Eugène Ionesco (1909–1994). Er



Ein Zirkus, ein Tohuwabohu, ein Tanz um den Stammbaum: Das Theaterprojekt «Ojo d'Oro» überfordert und überwältigt das Publikum. Foto: Enrique Muñoz García

würde in der Grossen Halle auf seine Kosten kommen, denn es riecht gewaltig nach Manege – Akrobatik und akustisches Pferdegetrappel inklusive. Mit Raphaël Perrenoud ist tatsächlich ein professioneller Zirkusartist dabei, der irgendwann Trampolin springt, als gäbe es kein Morgen.

Eine Frau paniert sich mit Konfetti

Kaum fängt das Stück an, fegt ein Wirbelsturm durch den Raum. Ein Tuch bläst sich dramatisch hinter einem aus Stoff gefertigten Baum auf, während sich eine Frau selbst mit Konfetti paniert. Ein Mann mit einer Gasmaske dreht auf Rollschuhen Runden,

als würde er von tausend Höllenhunden verfolgt.

Die Zuschauerinnen und Zuschauer sind mittendrin in diesem mit einer Windmaschine fabrizierten und von dröhnender E-Gitarre (Musik: Moritz Alfons) begleiteten Unwetter. Sie sind überfordert, weil überall alles gleichzeitig passiert. Und immer wieder gefordert, den eigenen Standort zu verlassen, weil jemand aus einer Kiste springt, den Raum einnimmt, zu erzählen beginnt.

Ein Kind klammert sich an seine Mutter, als ginge demnächst die Welt unter. «Alles an dieser Geschichte ist wahr, ausser vielleicht die Wahrheit», vertrat eine Stimme zu Beginn die-

ses Tohuwabohu. Als theatrales Forschungslabor beschreibt Vor Ort das neuste Projekt, das bewusst ausufernd gestaltet ist.

Die importierte Grossmutter

Inspiriert vom Roman «Wo ein Vogel am schönsten singt» des chilenischen Autors und Regisseurs Alejandro Jodorowsky, legen die Darstellerinnen und Darsteller eigene Familiengeschichten offen.

Die Theater- und Filmschauspielerin Sonja Riesen («Der Goalie bin ig») erzählt etwa die Geschichte ihres Grossvaters, der nach Südamerika ausgewanderte und im Import-Export-Geschäft tätig war.

Kettenrauchend und mit Hosenträgern ausgestattet, lässt sie den Vorfahren lebendig werden, präsentiert auf einer grossen Landkarte dessen Route und kommentiert lakonisch: «Er hat auch eine Frau importiert. Meine Grossmutter.» Er hat ihr ausserdem den Tremor vererbt, wie sie zitternd verrät.

Problematisch findet sie aus heutiger Sicht seinen kolonialistischen Blick. Die Ahnen hallen nach, prägen uns und unsere Gene – manchmal mehr, als uns lieb ist, oft ohne dass wir eine Ahnung haben, was wirklich war. Dementsprechend fragmentarisch kommt auch das Stück daher, dessen Dichte und Gleichzeitigkeit Stärke und Schwäche

zugleich ist. Manche Geschichte verebbt, auch wenn man ihr gerne länger lauschen würde, manches verpasst man, weil man gerade einem anderen Faden folgt oder sich in einem der grossartig heraufbeschworenen surrealen Tableaus verliert.

Etwa, wenn die Choreografin Anna Blöchliger aus einem Tischtuch eine Züpfle hervorzieht, als handle es sich um ein Baby. Oder der Schauspieler Dominique Jann frenetisch Brotteig knetet, Mehl aufwirbelt und hustet. Er hat herausgefunden, dass seine Vorfahren aufgrund von Staublungen das Bäckerhandwerk aufgeben mussten.

Jonathan Loosli wiederum steckt in einem Anzug fest, den er nicht als den seinen empfindet. Zwei Frauen mit identischen rosafarbenen Perücken erscheinen im Albtraum des einstigen Schneiders und machen seine Identitätskrise komplett.

Der Schauplatz als Trigger

Der Name der Theatergruppe, Vor Ort, ist Programm, der jeweilige Schauplatz stets Ausgangspunkt der Projekte. 2017 spielte die Truppe «Moby Dick» am Wohlensee, 2015 verwandelte sie das alte Tramdepot in Fellinis «Totale Liebe».

Und nun wird die Grosse Halle der Reitschule zur Ahnengalerie, die das Publikum regelrecht triggert, eigene Ahnengeschichten hervorholt. Jodorowsky zitiert am Anfang seines Romans den französischen Schriftsteller und Regisseur Jean Cocteau (1889–1963): «Ein Vogel singt am schönsten auf seinem Stammbaum.»

Am Morgen nach der Premiere pfeifen es bei der Grossen Halle die Spatzen von den Dächern: Diesen Trip muss man erlebt haben.

Nächste Vorstellungen: 10., 12., 14., 19. und 20. August, von 22 Uhr bis 8 Uhr am darauffolgenden Morgen. www.vorort.be

Was halten Sie von Eliten?

Schweizer Herzfrequenzen Über 40 Prozent der Landbevölkerung hat den Eindruck, von Eliten von oben herab behandelt zu werden.

Für Doris Leuthard haben Eliten hierzulande einen schweren Stand: «Wenn sich jemand in der Schweiz elitär gibt, wird er ziemlich schnell wieder auf den Boden der Realität geholt.» Teilen Sie diese Einschätzung der Alt-Bundesrätin? Wie stehen Sie zu Eliten? Schauen Sie gerne zu ihnen auf, oder spüren Sie im Gegenteil vielleicht sogar deren herablassende Blicke? Halten Sie Eliten für unverzichtbar oder im Grunde für überflüssig oder gar für schädlich?

Als Eliten werden im Allgemeinen soziale Gruppen etikettiert, die aufgrund ihrer Position oder der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel in der Lage sind, die Entwicklung einer Gesellschaft zu beeinflussen

oder für sie wegweisende Entscheidungen zu treffen. Zu ihnen gehören diejenigen, die einen wie auch immer gearteten Ausleseprozess durchlaufen haben. Die Vorstellungen reichen dabei von einem überschaubaren und fest umrissenen Personenkreis mit gemeinsamer Weltanschauung und grosser Machtfülle bis hin zu konkurrierenden Gruppen mit unterschiedlichen Ideologien und Leistungskriterien, deren Einflussbereich funktional begrenzt ist.

Wer sich zur Elite zählt, grenzt sich von der Masse ab und sieht sich selbst im Kreis der oberen Zehntausend, gehört zur High Society und gerne auch zur Prominenz. Unverdiente Privilegien, uneingelöste Führungs-

ansprüche und Fehlleistungen machen diese Menschen aber gerade in Krisenzeiten zur Zielscheibe öffentlicher Kritik.

Weil elitär das Gegenteil von egalitär ist, ist die Beschäftigung mit der Hautevolee ohnehin ein treuer Begleiter demokratischer Ordnungen. Während die einen die Einsicht vertreten, dass ein modernes demokratisches Gemeinwesen nicht von allen gleichzeitig geführt werden kann und es deshalb auserwählter Personen bedarf, können andere ihre Vorstellungen von Gleichheit, Chancengerechtigkeit und Mitbestimmung nicht mit der Präsenz von Eliten vereinbaren. Nicht umsonst wird hierzulande die Dunkelkammer der eliten-

gesteuerten Konkordanz mit viel direktdemokratischem Licht geflutet.

Die grösste Skepsis schlägt den Eliten hierzulande vonseiten der Landbevölkerung entgegen. Über 40 Prozent haben den Eindruck, von dieser Personengruppe von oben herab behandelt zu werden. In der Agglomeration und in den Städten ist diese Haltung deutlich weniger ausgeprägt. Gesamtschweizerisch sind zudem rund 45 Prozent der Meinung, dass sich die Interessen der «classe politique» negativ auf das Wohlergehen des Volkes auswirken. Das sind ähnlich viele wie in Deutschland, aber weit weniger als beispielsweise in Italien, Frankreich oder Grossbritannien.

Wer Eliten gegenüber starke Bedenken hat, bringt laut eigenen Befragungen auch seinen Mitmenschen und den heimischen Institutionen gegenüber generell wenig Vertrauen entgegen. Und wer angibt, mit den Veränderungen der Lebenswelten seine Schwierigkeiten zu haben und sich in der Schweiz wie eine Fremde oder ein Fremder zu fühlen, sieht auch die elitären Kreise kritisch. Nicht selten verfängt sich dieses Gefühl in den Netzen populistischer Parteien, die mit ihrem Mantra einer abgehobenen und selbstverliebten Elite noch so gerne ein politisches Auffangbecken bieten.

Bei allen Vorbehalten gegenüber elitären Zirkeln müssen

wir aber auch ehrlich sein: Man kann nicht alle über einen Kamm scheren, denn viele der Auserwählten leisten gute Dienste für die Gemeinschaft.

Hilfreich wäre es aber allemal, wenn die Eliten von Zeit zu Zeit selbst an einer Imagekorrektur arbeiten und sich dabei an die eigene Nase fassen würden. Von Vorteil ist es dann natürlich, wenn diese nicht allzu hoch getragen wird.

Markus Freitag

Markus Freitag ist Professor für Politikwissenschaft an der Universität Bern. Er präsentiert Gedanken, Daten und Fakten zu Schweizer Befindlichkeiten.